

Schopenhauer in München

Von Arthur Hübscher (München)

Am Abend des 14. Juni 1804 stiegen im Gasthof „Zum Hirschen“, dem besten Gasthof Münchens, drei Reisende von Stande ab. Sie kamen von der Freien Reichsstadt Augsburg herüber, aber sie hatten schon eine lange Reise durch das ganze westliche Europa hinter sich: der Großkaufmann Heinrich Floris Schopenhauer mit seiner Frau und seinem fünfzehnjährigen Sohne Arthur. Sie blieben ein paar Tage und besichtigten die Sehenswürdigkeiten der kurfürstlichen Landeshauptstadt. Am 18. Juni traten sie über Braunau, Linz und Wien die Heimreise an.

Fast zwei Jahrzehnte später kam Arthur Schopenhauer dann noch einmal nach München, auf der Rückreise von Italien, und diesmal zog sich der geplante Aufenthalt — wider seine Absicht — ein ganzes Jahr lang hin.

Ein paar kurze Tage also, und ein langes Jahr — zu wenig und allzu zufällig, um eine innere Verbindung zu der Stadt zu schaffen, und doch reich genug an nachwirkenden Erlebnissen und Begegnungen.

Der junge Schopenhauer hatte sich zu der großen Reise in einem Zustand innerer Unentschiedenheit verleiten lassen. Sein besseres Bewußtsein wies ihm eine andere Laufbahn, als die vom Vater gewünschte des Kaufmanns und künftigen Leiters des Handelshauses Schopenhauer. Und doch war sein eigentliches Lebensziel noch nicht einmal von fern in Sicht gekommen. Wer in dem jungen Besucher Münchens den späteren Verfasser der „Welt als Wille und Vorstellung“ entdecken möchte, wird das Verbindende wohl nur in einem Streben nach anschaulicher Erfassung und Bewältigung der Außenwelt finden, das schon den Fünfzehnjährigen leitet, so wie später den Philosophen. Man geht in den Englischen Garten, man sieht „Ifflands Verbrechen aus Ehrsucht“ im Residenztheater, man besucht die Bildergalerie am Hofgarten und die Residenz — die reiche Kapelle mit ihren Schätzen, den Herkulesaal, die Kaiserzimmer, Schloß Nymphenburg, die Kirchen und schließlich die Schatzkammer des Kurfürsten. In seinem Tagebuch verzeichnet Arthur Schopenhauer das Gesehene datenmäßig sachlich und nüchtern, in der Art eines Reiseführers. Nirgends ein Versuch, die einzelnen Erscheinungen in größere Zusammenhänge einzuordnen. Nirgends eine Berührung vom Atem der Geschichte. Der Schreiber dieses geschichtsfernen Tagebuches scheint nichts von den umwälzenden Ereignissen zu wissen, die sich eben jetzt vollziehen —

in der letzten Zeit vor der Erhebung Bayerns zum Königreich. Nichts von dem großen Gebietszuwachs, den Bayern durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 erhalten hat, nichts davon, daß der allmächtige Wirkliche Geheime Staats- und Konferenzminister Graf Montgelas bereits dabei ist, nach den Gesetzen der Vernunft aus den alten und den neuen schwäbischen und fränkischen Landesteilen einen neuen Staat zu bauen: mit einer neuen, straff zentralistischen Verwaltung, einem neuen Beamtentum, einem neuen Schulwesen. Er weiß nichts davon, daß der Rechtsdeputationshauptschluß auch den großen Klostersturm der Säkularisation gebracht hat, die Aufhebung der Hochstifte und Prälatenklöster, die Einziehung ihrer Liegenschaften, ihrer Kunstschatze, ihrer Bibliotheken: nichts davon, daß man seit Jahresfrist einen großen Teil der Bücher einfach vernichtet, die Handschriften und Inkunabeln aber und an die 400 000 Druckwerke nach München geschafft hat, in alle Räume und Gänge des alten Gebäudes der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, bis zum Dachboden hinauf. Es sollte noch viele Jahre dauern, bis diese ungeheuren Schätze halbwegs gesichtet und geordnet waren.

Zu denen, die ans Werk gingen, gehörten neben dem Kustos der Hof- und Staatsbibliothek, dem „Klosterstürmer“ Johann Christoph von Aretin, der ehemalige Orientfahrer und Buchhändler Josef Scherer und der Bibliothekar Bernhard Docen. Beide waren noch zwei Jahrzehnte später an der Arbeit, als Schopenhauer zum zweitenmal nach München kam: Scherer war jetzt Oberbibliothekar, Docen Kustos der Bibliothek und neuerdings Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, und Schopenhauer hatte ihnen viel zu danken: sie öffneten ihm die Pforten zu den Münchner Bücherschatzen.

Inzwischen war aus dem Kaufmannslehrling längst der Philosoph geworden, sein Hauptwerk war erschienen und kaum beachtet worden, er war nach Italien gegangen, er hatte ein Semester lang Vorlesungen an der Berliner Universität gehalten, und nun hatte er seine zweite Italienreise hinter sich.

Als er am 20. Mai 1823 im Gasthof „Zum Schwarzen Adler“ abstieg, fand er sich wieder, wie vor zwei Jahrzehnten, in einem Zustand innerer Unentschiedenheit. Das gesellige urbane Leben der italienischen Zeit war in die Erinnerung zurückgetreten, er war auf sich selbst verwiesen, in einer Welt, die ihm immer fremder geworden war und ihm eine ungewisse Zukunft zeigte. Er bekam, nach seinen eigenen Worten, ein „Einsamkeit blickendes Auge“. Er hatte einen Aufenthalt von sechs Wochen vorgesehen, aber als er weiterreisen wollte, hielt ihn eine Reihe von Krankheiten immer wieder fest. Das stillste und dunkelste Jahr seines Lebens begann, eine Zeit des Schweigens, die uns keine biographischen Dokumente aufhellen, keine Berichte über sein Tun und Lassen, keine Briefe — nur ein einziges, nichtssagendes Billett an Docen, eine Buchbestellung, und, am Ende seines Aufenthalts, ein längerer Brief vom 21. Mai 1824 an den Jugendfreund Friedrich Osann, der mit knappen Worten das äußere Geschehen dieses Münchner Jahres umschreibt:

„Ich habe den ganzen Winter in der Stube zugebracht und sehr gelitten. Seit einem Monat bin ich hergestellt, aber noch so nervenschwach, daß ich, vor Zittern der Hände, erst jetzt Ihren Brief, und zwar mit vieler Mühe

beantworten kann, mich matt dahinschlepe und bei Tage einschlafe. Dabei ist das rechte Ohr ganz taub“.

In dieser schweren Zeit traten ihm einige Menschen nahe: neben den beiden Bibliothekaren der Baurat Gustav Vorherr, der Arzt Dr. Ernst von Grossi, der tägliche Zeuge seiner Leiden, und *einer* vor allem, der sich in den Tagen der Krankheit seiner freundschaftlich annahm: Friedrich Thiersch, der berühmte Neuhumanist, der eben mit den Vorarbeiten für sein großes Werk über die gelehrten Schulen Bayerns beschäftigt war. Man sprach damals, im letzten Regierungsjahr Max I. Josephs schon allenthalben von der kommenden Reform der Universität und der Mittelschulen, für die Thierschs Werk bahnbrechend gewirkt hat. Schon wurden die Maßnahmen vorbereitet, die nach dem Regierungsantritt des neuen Monarchen, Ludwigs I., ins Werk gesetzt werden sollten: die Verlegung der Universität von Landshut nach München und mit ihr die Berufung der romantischen Naturphilosophen an die Universität: Schellings und Baaders, Schuberts und Okens, und auch die Berufung von Görres, der in München in den letzten und bedeutendsten Abschnitt seines Lebens und Wirkens eintreten sollte — mit seiner kirchenpolitischen und apologetischen Tätigkeit. Der romantische Frühling Bayerns stand vor der Tür.

Dies alles aber: was schon war, und was sich vorbereitete und in vielen Zeichen ankündigte, hat Schopenhauer kaum berührt. Es waren vorübergehende Erscheinungen des geschichtlichen Lebens, in denen sich immer wieder etwas Neues und Anderes darzustellen schien, und er wußte doch, daß zu allen Zeiten immer das Gleiche war und ist und sein wird — trotz aller Verschiedenheiten der Umstände, der Kostüme und der Sitten: das identische und in allem Wechsel beharrende Wesen des Menschentums. Von diesem immer gleichen Wesen sprechen die sparsamen Eintragungen in Schopenhauers „Brieftasche“, dem Notizbuch, das ihn seit dem Beginn der zweiten italienischen Reise, mehr als zwei Jahre lang (vom 20. Mai 1822 bis zum Ende des Jahres 1824) begleitet hat. Die „Brieftasche“ zeugt für den Weg, den Schopenhauer in den zwei Jahrzehnten seit der großen Europa-Reise gegangen ist: sie hat sich von der einfachen, bildhaften Wiedergabe von Eindrücken und Erlebnissen, die das Tagebuch von 1804 kennzeichnet, weit entfernt; aber die eigentümliche Geschichtsferne des Tagebuchs hat sie bewahrt: sie fragt nirgends nach einem Woher und Wohin und Warum der Dinge, sondern nur immer nach dem Was. Hundertfünfzig Seiten des kleinen Buches sind mit kürzeren oder längeren Notizen beschrieben, und achtzehn dieser Seiten gehören in die Münchner Zeit — unzusammenhängende Fragmente der Denkarbeit eines ganzen Jahres, die wir nun zusammenfügen und als Glied in seiner Lebenskette sichtbar machen sollen. Aber schon der erste Überblick gewährt manche Überraschung: Wir sehen, wie Schopenhauer die großen Themen seines Hauptwerkes aufnimmt und zu neuen Folgerungen bringt, manchmal in kurzen Aufrissen und Entwürfen, manchmal in scharf geschliffenen, knappen Sätzen, Sentenzen und Aphorismen. Gleich zu Beginn steht ein kleiner Aufsatz über die Diversität des Realen und des Idealen, in dem Kant als der große Fortsetzer Lockes gesehen wird. Es zeigt sich deutlich, wie Schopenhauer seine eigene Stellung festzulegen sucht: nicht in der

Linie der Schultradition, die von Leibniz und Wolff zu Kant und weiter zu Fichte, Schelling und Hegel führt, sondern in der Linie der englischen Erfahrungsphilosophie, der zweiten Bildungsvoraussetzung für Kant, die von Schopenhauer entschieden fortentwickelt wird. Der Hauptteil der Notizen aber gehört zu einer von vielen Ansatzpunkten aus unternommenen Analyse des Ichs, die kurz vor der Münchner Zeit begonnen und nach der Münchner Zeit weiter fortgesetzt wird. Es geht um das Zusammenfallen von Willen und Erkenntnis im Individuum, um den Indifferenzpunkt, wie es heißt, der beide „zu einem macht und beiden angehört“ — wir sind hier in der Mitte seines Weltbildes.

Manchmal kommen die Aufrisse und Entwürfe der „Brieftasche“ viel später zur Entfaltung. Die Skizze von der Diversität des Realen und Idealen weist bereits weit voraus auf die einleitende Abhandlung des Spätwerks, der „Parerga und Paralipomena“. Und in einer knappen Aufzeichnung über die Bedeutsamkeit unseres individuellen Lebenslaufs, die, einem Mosaikbild gleich, erst in einiger Entfernung hervortritt, sehen wir die Keimzelle einer anderen Abhandlung der „Parerga“, des berühmten „Versuchs über die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksale des Einzelnen“. Diese und manche anderen Aufzeichnungen — über die Weiber, über Sprache und Worte — zeigen, wie sich der Bogen aus der Münchner Zeit über Jahrzehnte hinweg bis zu Schopenhauers letztem Werke spannt.

Das Münchner Jahr hat wohl nach außen hin eine Beschränkung seines Kräftemaßes, eine Einengung seiner Lebenskreise gebracht, und doch war es keine Zeit der „Dürre“, um den Ausdruck der Mystiker zu gebrauchen, keine Zeit des Ermattens und des Unmuts, in der die schöpferische Kraft innehält; es stellt sich, vom Gesamtwerk her gesehen, als eine Zeit der Sammlung und Vorbereitung dar, einer wortkargen Verdichtung der Kräfte auf alte und neue Aufgaben, die häufig auch zu neuen Formen der Aussage drängt. Schon in den Aufzeichnungen aus Italien hat sich ein Wechsel des Blickpunktes angebahnt — er wird nun deutlicher erkennbar. Mitte und Ziel seines Denkens ist noch immer das Ganze seines Weltbildes, das Beziehungsgefüge von Welt und Mensch, das als die große, im Titel der „Welt als Wille und Vorstellung“ auf die knappste Formel gebrachte Einheit erscheint. Es geht niemals, in einer heute üblich gewordenen Verengung, um den Menschen allein, sondern immer, wie bei jedem wahren Philosophen, um das Weltganze von Natur und Geist. Aber dieses Ganze wird jetzt, auf der einmal erreichten Grundlage, häufiger als früher von der Seite des Menschen her erhellet, aus einer Fülle von Einzelbeobachtungen über die Nöte und Bedürfnisse, die Wünsche und Bestrebungen des Individuums, in denen sich das allgemeine, in ihnen zutagetretende Gesetz erschließt. Dem Weg vom Ganzen zum Einzelnen läuft der Weg vom Einzelnen zum Ganzen hin entgegen. Auf diesem Wege aber wird es möglich, daß Schopenhauer in weitem Umfang einer praktischen Philosophie Einlaß in sein Werk gewährt, daß die Münchner Aufzeichnungen neben Entwürfen und Skizzen grundsätzlicher Art zum erstenmal auch knappe Sentenzen, Lebens- und Weisheitsregeln enthalten, Kundgebungen aus einer Erlebnisschicht, die gleichsam den anderen Schopenhauer sichtbar werden lassen: nicht den Metaphysiker, den Systematiker,

sondern den späteren Verfasser der „Aphorismen zur Lebensweisheit“, mit denen der Philosoph zum philosophischen Pädagogen wird, zum Lebensführer — man darf sich erinnern, daß alle großen philosophischen Systeme immer zugleich Bildungssysteme, pädagogische Systeme sind.

Es gibt keine Entwicklungen und Wandlungen im System Schopenhauers. Es gibt nur die Entwicklungen und Wandlungen in der Geschichte seiner Wirkung. Bereits beim Lesen der Notizen in der „Brieftasche“ glaubt man sich auf den Spuren einer ersten, sich vorbereitenden Phase dieser Wirkungsgeschichte: Man bemerkt, wie das Weltbild Schopenhauers bereits in einer vielfachen Bewährungsprobe vor den sich wandelnden Ergebnissen der Erfahrung und des Wissens steht, wie sich neue Bestätigungen und Anwendungsmöglichkeiten zeigen, neue Einblicke und Ausblicke, und wie sich unvermerkt schon andeutet, was dann im Fortgang der philosophischen Bemühungen bis auf unsere Tage offenkundig wird: Das Denken Schopenhauers tritt vor neuen Erkenntnissen nicht in die Vergangenheit zurück, als Stoff für den Historiker der Philosophie, es erweist sich vor den wechselnden Meinungen und Aufgaben der Zeiten als eine immer gegenwärtige Ordnungs- und Führungsmacht.

Für das Einströmen neuer Erkenntnisse, für die Art, wie sie dem Werke dienstbar werden, zeugt ein letzter, bisher kaum beachteter Teil der „Brieftasche“: Zwanzig Seiten, von hinten her, sind mit Namen und Anschriften angefüllt, mit Notizen über Menschen, Orte und Reisewege, über Ausgaben für Diligence, Bäder, Mittagessen, Tabak und Pfeifenköpfe, und zuletzt mit Buchtiteln. Und diese Titel, die in enger Aneinanderreihung stehen, eröffnen einen Blick auf die geistige Umwelt Schopenhauers in der Münchner Zeit. Es sind Bücher, die zumeist in den Jahren 1821—1824 erschienen sind — sie sind ihm zweifellos nicht schon auf der Reise in Italien bekannt geworden, sondern in München, wo er die öffentliche Bibliothek so eifrig benutzt hat wie immer in seinem Leben. Man liest die Titel von drei Büchern über die Physiologie des Nervensystems. Eine Untersuchung über das Gehirn der Affen wird genannt, eine Abhandlung über das Bewegungsvermögen der Tiere und ein vierbändiges Werk über Insekten und weiter Paul Ermans Buch über elektrochemischen Magnetismus, Stäudlins „Lehre vom Selbstmord“ und verschiedene Werke über Fragen der Kirchengeschichte und der vergleichenden Religionswissenschaft. Und neben der Fülle größtenteils naturwissenschaftlicher Bücher nur zwei unbedeutende philosophiegeschichtliche Abhandlungen, und als einziges Werk aus dem Gebiet der systematischen Philosophie: Reinholds „Grundzüge der Erkenntnislehre“. Wir kennen aus den erhaltenen Entleihungslisten die Bücher, die Schopenhauer in seiner Universitätszeit zu Göttingen und Berlin und wieder in der Zeit der Vorbereitung und Niederschrift seines Hauptwerkes in Weimar und in Dresden in Händen gehabt hat: Es sind immer wieder die Werke der großen Philosophen — von Platon und Aristoteles über Augustinus und die Mystiker und Descartes bis zu Locke, Hume, Berkeley und Kant. In der Zweisprache mit ihnen haben sich die Grund-Thesen seines eigenen Werkes gebildet. Nun aber ist die vorbereitende Arbeit dieser Auseinandersetzungen mit der Philosophie der Vergangenheit und der Gegenwart getan, der Bau des

Systems für alle Zukunft abgeschlossen und von den philosophischen Bemühungen der Zeitgenossen nichts weiter zu erwarten. „Ich zweifle sehr“, heißt es viel später in einem Brief Schopenhauers an seinen jungen Münchner Freund Adam von Doss, „daß man jemals über mich wird hinauskommen können, d. h. in der Länge; in der Breite wird manches zu thun seyn, an Erläuterungen, Bestätigungen, Verknüpfungen, Ausführungen usw.“ (22. Juli 1852.)

Er hat seinen großen Gedanken, in dem er nach den Worten Perianders von Korinth das Ganze entscheidend in die Sorge nimmt, in seiner Vollendung gedacht — in seinen vielfachen Entfaltungen konnte er ihn nicht vorausdenken. Schon die Bücherliste aus der „Brieftasche“ bekundet, daß es nicht mehr um die Festigung des Systems geht, sondern immer nur um Einbeziehung und Abwehr neuer Erkenntnisse und Thesen, aus den Bereichen der Erfahrungswissenschaften. Oft genug kann Schopenhauer an seine ersten, dem Hauptwerk vorangegangenen Arbeiten anknüpfen: an seine Dissertation über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde, an seine Darstellung der Farbenlehre — merkwürdig genug, daß eben jetzt, im Jahre 1824, eine Abhandlung der Bayerischen Akademie der Wissenschaften die Fortschritte gerühmt hat, die in der Physiologie der Sinnesorgane in der jüngsten Zeit erreicht worden seien, durch Purkinje und vor allem durch Schopenhauer. Wir sehen, wie nun in München und weiterhin die französischen Physiologen für Schopenhauer wichtig werden: Flourens, Cabanis — er ist auf dem Wege, der ihn ein Jahrzehnt später, nach einem langen „Schweigen der Indignation“, dazu führen wird, in der kleinen Schrift „Über den Willen in der Natur“ die zusammenfassende „Erörterung der Bestätigungen zu geben, welche die Philosophie des Verfassers seit ihrem Auftreten durch die empirischen Wissenschaften erhalten hat“.

Im „Willen in der Natur“ und wieder in den späteren Büchern Schopenhauers, im zweiten Band des Hauptwerks und in den „Parerga und Paralipomena“ finden sich die Spuren einer gründlichen Beschäftigung mit den in der „Brieftasche“ genannten Büchern: Belege, Verweisungen und wörtliche Zitate. Wir sehen, wie Schopenhauer die Arbeit des „Erläuterns, Verknüpfens und Ausführens“, die er Adam von Doss als Aufgabe der Zukunft bezeichnet hat, seit seinem Münchner Jahr schon selbst in Angriff nimmt.

Ein Zitat aus der Naturgeschichte des Plinius beschließt die Münchner Aufzeichnungen der „Brieftasche“, die nächste Notiz über die Macht des Schicksals und die Unmittelbarkeit des Schmerzes ist in Bad Gastein geschrieben, während des vierwöchigen Kuraufenthaltes, von dem in Schopenhauers Brief an Osann die Rede ist.

Am 22. Juni 1824 kam er noch einmal für wenige Tage zurück — es war sein letzter, nur durch die Ausgabenziffern in der „Brieftasche“ bezeugter Aufenthalt in München. Am 7. Juli war er in Mannheim, im September in Dresden und im Mai 1825 wieder in Berlin. Seine Vorlesungen an der Universität aber nahm er nicht mehr auf. Mehrmals dachte er daran, sich an einer süddeutschen Universität zu habilitieren, in Erlangen, in Würzburg. Im September 1827 ging eine Anfrage an Thiersch, und als die Antwort auf sich warten ließ, erinnerte er zwei Monate später nochmals an sein Anliegen.

Thiersch scheint die Anfrage weitergeleitet zu haben: Im Frühling 1828 lag dem Kgl. Bayerischen Staatsministerium des Innern ein förmliches Gesuch Schopenhauers vor. Man zog bei dem bayerischen Gesandten in Berlin, Grafen Luxburg, Erkundigungen ein, Luxburgs Urteil aber, daß „an besagtem Schopenhauer für die Universität zu Würzburg kein großer Gewinn entstehen dürfte“, brachte den Plan zum Scheitern.

Als im Jahre 1831 die Cholera von Osten her vordrang, ging Schopenhauer von Berlin nach Frankfurt am Main, wo er, nach einem versuchsweisen Zwischenaufenthalt in Mannheim, den Rest seines Lebens, volle neunundzwanzig Jahre, als „freier Privatmann“ verbrachte. In diesen Frankfurter Jahren aber gewann München nochmals Bedeutung für sein Werk. Diesmal war die Stadt nicht Wegbereiterin bei ersten vorbereitenden Schritten wie bei der Arbeit an der Naturphilosophie. Die beiden ethischen Preisschriften, die dem „Willen in der Natur“ folgten, lagen schon abgeschlossen vor, als sie von München her einen freundlich überraschenden Wirklichkeitsbezug erhielten.

In der Preisschrift „Über die Grundlage der Moral“ setzt Schopenhauer das Mitleid zum Grundprinzip sittlichen Handelns: Mitleid mit allem, was Leben hat — Menschen und Tieren. Wohl zum erstenmal in einer philosophischen Pflichtenlehre ist den Tieren hier ein besonderer Abschnitt gewidmet, und wohl zum erstenmal ist von den Pflichten des Menschen gegen sie mehr als beiläufig Erwähnung getan. Schopenhauer rühmt die beispielhafte Haltung der englischen Nation in diesen Dingen: ihre Gesetzgebung, die zuerst die Tiere in Schutz genommen, ihre öffentliche Moral, die zuerst eine Gesellschaft zum Schutze der Tiere ins Leben gerufen habe. Um zu zeigen, wie ernstlich die Sache in England in Angriff genommen werde, stellt er einschlägige Notizen aus englischen Zeitungen zusammen und widmet sie „den jetzt in Deutschland entstehenden Vereinen gegen Tierquälerei, damit sie sehen, wie man es angreifen muß, wenn es etwas werden soll“.

Die damals schon zu einer gewaltigen Bewegung angewachsenen Organisationsbestrebungen der deutschen Tierfreunde, auf die mit diesen Worten hingewiesen ist, waren der Tatkraft eines einzigen Mannes zu verdanken, des Kgl. Hofrats Dr. Ignaz Perner in München. Perner ist nicht der erste gewesen, der den Tierschutzgedanken vertreten hat, aber der erste, der den hohen Mut gehabt hat, ihn praktisch zu verwirklichen. Schon 1839 wurden, wesentlich auf sein Betreiben hin, Vereine gegen Tierquälerei in Dresden und Nürnberg begründet; im Erscheinungsjahr von Schopenhauers „Ethik“ (1841) folgten die Vereine in Berlin, Frankfurt und Hamburg, und schon im selben Jahre wurden die Verhandlungen in München abgeschlossen: Am 10. März 1842 trat auch der Münchner Verein gegen Tierquälerei ins Leben. Er setzte sich zum Ziele, „im allgemeinen auf die Erziehung der Jugend, Aufklärung des Volkes, immer größere Ausbreitung der Überzeugung, daß die Tiere auch Schmerz fühlen und daß unnötige Tierquälereien der Religion, der Moral und den Polizeivorschriften widerstreiten, hinzuwirken“. Dank der unermüdbaren Tätigkeit seines Begründers zählte der Verein bereits nach zwei Jahren über 3000 und im Jahre 1848 schließlich über 5000 Mitglieder. Perner selbst scheute kein Geldopfer, um seinem Werk die oft

versagte Anerkennung in der Öffentlichkeit zu verschaffen. Zahlreiche Schriften ließ er in Millionen von Exemplaren auf seine Kosten verbreiten, seine Jahresberichte gingen in Auflagen bis zu 30 000 Stück in die ganze Welt.

Im Mai 1850, bei einem Besuch seines jungen Münchner Anhängers, des Rechtspraktikanten Adam von Doß, hörte Schopenhauer Näheres über Perner und seinen Münchner Verein. Er gab dem jungen Freund ein Exemplar seiner „Ethik“ mit — für Perner. Das Geschenk war glücklich gewählt. Vor einigen Jahren erst hatte Perner in einem seiner Jahresberichte den Hauptzweck seiner ganzen Tätigkeit darangesetzt, Mitleid in die Herzen der Menschen und besonders der Jugend zu pflanzen, Mitleid: die Quelle fast aller übrigen Tugenden, Mitleid: dessen Mangel die allertiefste und reichhaltigste Quelle menschlichen Unglücks sei. Was Perner hier verkündet und was er mit zahlreichen Beispielen aus Geschichte und Alltagsleben weiterhin zu unterbauen suchte, das war ja eben in der „Ethik“ zur Grundlage alles moralischen Handelns überhaupt erhoben worden. Ein uns erhaltener Dankesbrief Perners gibt in schöner Weise Zeugnis, wie sich der Philosoph und der Tierfreund auf dem Boden der gleichen sittlichen Grundsätze gefunden haben. Der Bitte Perners, sich für die Verbreitung der Schriften des Vereins einzusetzen, hat Schopenhauer entsprochen: Sein Name wird in einem der Jahresberichte mit Dank genannt. — Ein weiterer Briefwechsel aber hat sich an Perners Brief nicht angeschlossen: Schopenhauer hatte damals gerade das Manuskript seines letzten Werkes, der „Parerga und Paralipomena“ abgeschlossen. Über der schwierigen Suche nach einem Verleger und den langwierigen Arbeiten der Drucklegung hat er es versäumt, an Perner zu schreiben, er ließ ihn erst zwei Jahre später, wieder durch Adam von Doß, aufs herzlichste grüßen. Wir wissen aber, daß er die Tätigkeit des Münchner Vereins auch weiterhin aufmerksam verfolgt hat. Verschiedene Stellen aus den Schriften und Bekanntmachungen des Vereins hat er in seinem Handexemplar der „Parerga“ zur Benutzung für eine künftige Neuauflage vorgemerkt: etwa die Bekanntmachung vom 27. November 1852, die sich bemüht, „die Schonung der Tierwelt predigende Verordnungen“ aus der Bibel zusammenzustellen, oder die Bekanntmachung vom Dezember 1858 über das Verbot überflüssigen Peitschens und Knallens in Nürnberg, die der gegen Lärm und Geräusch empfindliche Philosoph mit besonderer Genugtuung notiert haben mag. Unnötig zu betonen, daß er der Tätigkeit Perners und des Vereins selbst bei schicklicher Gelegenheit immer rühmend Erwähnung tat. Als er in einem Zusatz für die „Parerga“ einen Wissenschaftler anprangerte, der zwei Kaninchen planmäßig tothungern ließ, tat er es mit der entrüsteten Bemerkung: „Und das geschieht in Bayern? wo unter den Auspizien des Prinzen Adalbert der würdige und hochverdiente Hofrat Perner dem ganzen Deutschland als Beispiel voranleuchtet im Beschützen der Tiere gegen Rohheit und Grausamkeit?“ Und noch in der zweiten, in seinem Todesjahr, 1860, erschienenen Auflage der „Ethik“ unterläßt er nicht, dem strafenden Hinweis, daß die alte Kultur Asiens des Notbehelfs von Tierchutzvereinen nicht bedürfe, den Zusatz zu geben: „... wiewohl ich dem preiswürdigen Eifer des Herrn Hofrat Perner in München, der sich diesem

Zweige der Wohltätigkeit gänzlich gewidmet hat und die Anregung dazu über ganz Deutschland verbreitet, meine volle Anerkennung zolle.“

Noch mehrfach hatte Adam von Doß in seinen Briefen an Schopenhauer Gelegenheit, die auf dem Felde des Tierschutzes bemerkbaren schönen Einwirkungen von Schopenhauers „Ethik“ rühmend zu erwähnen. In diesen Briefen, die im Jahrzehnt von 1850 bis 1860 von München nach Frankfurt gehen, erscheint der junge Freund mehr und mehr als ein bescheidener Mittler des Münchener Geisteslebens für den Philosophen. Es war nun wieder ein anderes München, das Adam von Doß ihm nahebringen konnte: nicht die Stadt, in der Montgelaß seine Reformen durchführte, nicht das romantische München Ludwigs I.: Das Jahr 1848 hatte den Thronverzicht Ludwigs I. gebracht; sein Sohn Maximilian II. war nun König, ein Gelehrter auf dem Thron, bedacht, „dem Geist alle Tore zu öffnen, daß Bayern nicht zurückstehe hinter der Entwicklung der Zeit“. Es kam die Fülle von Berufungen auf dem Gebiet der exakten Naturwissenschaft und der Geschichte: Liebig wurde für München gewonnen, und zu ihm traten Nägeli, der Botaniker, Jolly, der Physiker, Siebold, der Zoologe. Als Nachfolger des alten Görres kam Heinrich Sybel, und nach ihm Giesebrecht, der Geschichtsschreiber der deutschen Kaiserzeit. Gegen den Geist der sogenannten „Nordlichter“ aber erhob sich der Widerstand der Altbayern, gewann an Boden und eroberte die Universität: Im Herbst 1855 wurde der siebenjährige Ringseis, Professor der Medizin und ehemals Leibarzt Ludwigs I., zum Rektor gewählt und hielt seine berühmte Antrittsrede „Über die Notwendigkeit der Autorität in den höchsten Gebieten der Wissenschaft“ — eine Kundgebung christlich-abendländischen Geistes gegen die Überheblichkeit der Naturwissenschaften. Doß schickte die Rede nach Frankfurt — den Beifall Schopenhauers aber konnte sie nicht finden: sie mußte ihm in ihrer zeitgeschichtlichen Absicht und Bedeutung so fremd bleiben wie in ihrer weltanschaulichen Grundhaltung. Franz von Baader, der romantische Theosoph, als größter Philosoph der Deutschen? Das war in Schopenhauers Augen „Obskurantismus“. Er sprach kurz und streng von einer „Schandrede“ und erinnerte sich mit Genugtuung der öffentlichen Zurechtweisung, die Ringseis vor ein paar Jahren durch Fallmerayer erfahren hatte.

Zwei Jahre später aber schickte ihm der Geschichtsphilosoph Ernst von Lasaulx, in dem wir heute einen Vorläufer Oswald Spenglers sehen, seine Antrittsrede als Rektor der Universität, in einem Prachtbande mit Goldschnitt. Sie handelte „Über die theologische Grundlage aller philosophischen Systeme“. Schopenhauer ließ dem Verfasser durch Adam von Doß Dank sagen — das Buch selbst aber versah er mit unmutigen Randbemerkungen. Lasaulx hat es nicht erfahren. Er sandte zwei Jahre später auch seine nächste Rektoratsrede „Über die prophetische Kraft der menschlichen Seele“ mit respektvoller Widmung nach Frankfurt, und er berief sich immer wieder, in seiner berühmt gewordenen „Philosophie der Geschichte“, in einer Schrift über Sokrates, auf Schopenhauer; er tat es mit verehrenden Worten, auch wenn er nicht mehr folgen konnte: „Nicht in der Geschichte“, heißt es bei Schopenhauer, „ist Plan und Ganzheit, sondern im Leben des Einzelnen.“ Es war ein Satz, den Lasaulx aufs stärkste mißbilligte. Er macht die Gren-

zen deutlich, die dieser seltsamen geistigen Begegnung gezogen sind: zwischen dem Denker, dem Geschichte nur ein ewiges Einerlei unter immer neuen Masken ist, und dem Münchner Geschichtsphilosophen, dem das Weltganze ein einheitlicher Organismus ist und die Geschichte nur die Offenbarung des Ewigen in der Zeit, eine Umwandlung des Ureinen in die Vielfalt der Erscheinungen. Adam von Doß allerdings, in seiner treuen Mittlerrolle, sah auch das Werk von Lasaulx nur als Zeugnis eines sich mehr und mehr ausbreitenden Einflusses der Philosophie Schopenhauers.

Das Auszeichnende in den Briefen dieses edelsten und stillsten unter den Anhängern Schopenhauers aber ist nicht in dieser Mittlertätigkeit zu sehen. Diese Briefe sind Dokumente einer inneren Lebensgeschichte, in der Scho und Bedenken, die in ernster Pflichterfüllung durchkämpft und in ergreifenden Schopenhauers Lehre als geistige und moralische Führungsmacht erscheint; sie sprechen von bewundernder Anteilnahme, aber auch von Zweifelsfragen dem Vertrauen dem Lehrer und Meister unterbreitet werden, es sind die letzten Fragen, an die Schopenhauers Philosophie heranführt:

die Frage, warum und wie dem Menschen in einer Art metaphysischer Nötigung ein schlechter oder schwacher Charakter aufgezwungen werden und wie er diesen Charakter sich als Schuld zurechnen und dafür büßen könne;

die Frage, wie wir überhaupt zu dem geworden seien, was wir sind und auf unberechenbare Zeit hinaus zu bleiben haben;

und schließlich die dringendste Frage: warum mit dem Tode eines Heiligen, mit dem nach Schopenhauers Lehre nicht nur die Erscheinung, sondern das Wesen selbst aufgehoben ist, die Welt nicht schon seit langem ihre Erlösung gefunden habe, anders gesagt: warum die Erlösung eines Einzigen nicht die Erlösung aller sei.

Es sind Fragen, auf die Schopenhauer keine Antwort gegeben hat. Die Antwort, meinte er, würde die Grenzen des menschlichen Intellekts überschreiten — so sehr überschreiten, daß wir, wenn uns eine wirkliche Offenbarung davon zuteil werde, gar nichts verstehen und so klug bleiben würden wie zuvor. In seinem Hauptwerk steht der Satz, an den Schopenhauer seinen Münchner Schüler jetzt erinnert: „Welche Fackel wir auch anzünden, und welchen Raum sie erleuchten mag; stets wird unser Horizont von tiefer Nacht umgränzt bleiben.“ „Wenn es mir gelungen ist“, fügt er hinzu, „unsere nächste Umgebung ein wenig aufzuhellen, so hab ich viel gethan.“

Die mehrfach wiederholte Einladung des Freundes zu einem Besuch in München hat Schopenhauer ausgeschlagen: „Ich bin ein Pilz, der fest sitzt: ohne Noth reise ich nicht.“ In seinen letzten Lebenstagen aber wurde er noch einmal an München erinnert. Wilhelm von Gwinner, der sein Testamentsvollstrecker werden sollte, brachte ihm Baaders Werke und wies ihn darauf hin, daß der unbegreifliche und wunderliche Mann schon in den dreißiger Jahren in seinen Vorlesungen Schopenhauer empfohlen habe. „Es ist wahr“, sagte Schopenhauer, „er hat glimpflich von mir gesprochen. Aber ich kann ihm nicht helfen.“

Er starb am 21. September 1860. Ein paar Jahre später mußte Perner, alt und kränklich, seine Stellung im Verein gegen Tierquälerei aufgeben. Der Verein löste sich auf — ein Zeichen, wie sehr hier alles das Werk des einen Mannes gewesen war. Die Neubegründung des Vereins im Jahre 1867 hat Perner nicht mehr erlebt. In der wiedererstandenen Organisation fanden sich großenteils die alten Freunde und Mitarbeiter zusammen, unter ihnen der Bezirksgerichtsrat Adam von Doß, der jetzt, schwer leidend, im Ruhestande ein zurückgezogenes Leben führte.

Am 13. März 1873 folgte er seinem Lehrer Schopenhauer in den Tod. In seiner Familie aber ist die Schopenhauer-Tradition lebendig geblieben. Bis in das zweite Jahrzehnt unseres Jahrhunderts stand die Witwe, Anna von Doß, im Mittelpunkt eines Kreises von Menschen, die ihr mit Verehrung zugetan waren. Geibel und Bodenstedt, Felix Dahn und Paul Heyse waren unter ihnen und der Schweizer Konrad Ferdinand Meyer, und der Geist Schopenhauers war in diesem Kreise gegenwärtig. Um den engeren aber schloß sich ein weiterer Kreis von Anhängern: mit Robert von Hornstein etwa, dem Münchner Komponisten und Schüler Richard Wagners, der einer der letzten Tischgenossen Schopenhauers in Frankfurt gewesen war, oder Carl Freiherrn Du Prel, der den Briefwechsel zwischen Schopenhauer und Doß herausgegeben hat. Und dann kamen um die Mitte der neunziger Jahre zwei junge Leute nach München, deren Namen aus der Wirkungsgeschichte Schopenhauers nicht fortzudenken sind: Thomas Mann, für den Schopenhauer das erste grundlegende Bildungserlebnis wurde — er hat noch im Alter in seinem schönen Schopenhauer-Essay dafür gezeugt —, und Reinhard Piper, der als Lehrling in der Palm'schen Hofbuchhandlung auf Schopenhauers Werke stieß und seine Verehrung für den Philosophen später, als Verleger der großen Deussenschen Schopenhauer-Ausgabe, bezeugen konnte. Die ersten Bände dieser Ausgabe erschienen in dem gleichen Jahre 1911, in dem Paul Deussen die Schopenhauer-Gesellschaft ins Leben rief. Seither verbindet sich die Münchner Schopenhauer-Tradition zum guten Teile mit der Arbeit der Gesellschaft, die seit einem Vierteljahrhundert — es läßt sich nicht vermeiden, das zu sagen — durch die Person ihres heutigen Vorsitzenden auch ihren organisatorischen Mittelpunkt in München gefunden hat. Wenn wir von dieser Arbeit sprechen, so sprechen wir von dem vorläufig letzten Kapitel in der Geschichte einer über den Tod hinaus dauernden Beziehung Schopenhauers und seines Werkes zu unserer Stadt.